

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

8. Mittwoch, am 27. Januar 1841.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Taschenbücher.

19) Herbstgabe, Taschenbuch auf das Jahr 1841, von Karoline Leonhardt-Eyser. Meissen, bei Göbbsche. (324 Seiten. 8. Kartonn.)

Die geachtete Verfasserin beschenkt uns in diesem dritten Jahrgange ihrer „Herbstgabe“ mit drei größeren Novellen und einer kleinen Erzählung, die sich sämtlich auf dem Gebiete des modernen Lebens um das Thema der Liebe in der Hauptsache bewegen. Wir finden dieß auch keineswegs tadelnswerth, denn die Welt des weiblichen Herzens ist die eigenthümlichste und passendste Sphäre für Schriftstellerinnen. Frauencharaktere werden von ihnen in der Regel weit feiner, tiefer und reichhaltiger geschildert als von Schriftstellern, da diese meist nach Kombinationen und Phantasiebildern, die Frauen selbst aber nach unmittelbarer Anschauung und Empfindung zeichnen. Ein umgekehrtes Verhältniß findet wieder bei den männlichen Charakteren statt, die selten von Autorinnen mit Wahrheit verfolgt werden.

In der ersten Novelle: „Wege zum Glück,“ wird uns die Liebe des talentvollen jungen Dichters Bréval zu Athenais, der anmuthigen Tochter eines reichen Pariser Banquiers, geschildert. Die Verbindung der Liebenden findet jedoch in der Armuth und Unberühmtheit Bréval's gebieterische Hindernisse. Reichthum zu erwerben und sich dadurch den Weg zum Besitz der Geliebten zu bahnen, wird bei ihm zur fixen Idee, die ihn zu den größten Wagnissen und Extravaganzen hinreißt. Doch das Schicksal giebt ihm einen rettenden Freund in dem besonnenen, redlichen, und dabei wohlhabenden Naturforscher Du-Marsais. Mit diesem reißt er nach Wien, wo die Verfasserin eine recht hübsche Episode in der Werkstatt eines alten Optikus spielen läßt, der auch durch Reichthum aus einem frohen, zufriedenen Manne zum misstrauischen Menschenfeinde wird. Bréval wird durch einen plötzlichen Glücksfall auf den erstehnten Gipfel der Opulenz gehoben, doch eben so schnell wieder durch seine maßlose Genußsucht und Leidenschaftlichkeit in die alte Dürftigkeit zurückgeschleudert. Trostlos kehrt er zu Du-Marsais zurück, der inzwischen eine frühere Geliebte, die schöne Deutsche Franziska, wiedergefunden hat, die durch

den Tod des Gatten von einem verhassten Ehebande befreit wurde. In dieser Franziska erhält durch eine geschickte Kombination der Verfasserin der arme Bréval auch zugleich eine ihm früher unbekannte Schwester geschenkt. Du-Marsais und Franziska, welche natürlich ein Paar werden, nehmen sich des Dichters geschwisterlich an und führen ihn nach Paris zurück, wo er indes durch seine dramatischen Werke berühmt geworden ist. Dort findet er unverhofft seine Athenais in sehr veränderten Glücksumständen wieder. Athenais hatte die glänzendsten Heirathsanträge aus treuer Liebe zu Bréval ausgeschlagen; widrige Handelsverhältnisse hatten bald darauf das Fallissement ihres Vaters veranlaßt. Beide Eltern waren gestorben und die Waise mußte ihren Erwerb durch den Fleiß ihrer Nadel suchen. Es versteht sich, daß der entzückte Bréval die Geliebte alsbald heimführt und von nun an in einem edeln, mäßigen Lebensgenuß und häuslichem Glück das langverfehlt Ziel der Zufriedenheit findet.

Die zweite Novelle: „Eugenia,“ entwickelt uns in dieser Heldin der Geschichte einen höchst anziehenden, tief und wahr gezeichneten Frauencharakter.

Die dritte Novelle: „Dagobert,“ schildert uns ein holdes unerfahrenes Naturkind im Konflikt mit den Lebensgetrieben der großen vornehmen Welt.

Die letzte kleine Erzählung: „Zeiträume,“ bietet uns mit wenigen Zügen in Kornelien eine sehr originelle und anziehende weibliche Persönlichkeit, die bei allen Anlagen des Geistes und Herzens dennoch in Gram und Trübsal untergeht, weil die Wahl ihrer Liebe zweimal auf einen ihres Besitzes nicht werthen Mann fallen mußte.

Möge sich auch dieser dritte Jahrgang der anmuthigen „Herbstgabe,“ den wir hiermit allen gebildeten Leserkreisen bestens empfehlen, einer recht allgemeinen Anerkennung erfreuen.

Ernst v. Brunnow.

Zeus, ein mythologisches Lehrgedicht von Friedrich Clemens. Altona, Hammerich. 1840. (gr. 8. 342 Seiten.)

Die griechische Mythologie, deren Kenntniß von jedem Gebildeten verlangt wird, auch für jeden Leser klas-

fischer Werke nothwendig ist, und für deren Verbreitung dennoch in den Schulen so wenig gethan werden kann, so daß sie fast gänzlich dem Selbststudium überlassen bleibt, — jedem Autodidakten dadurch zugänglich zu machen, daß sie — enthoben der trockenen, ermüdenden tabellar-historischen Lehr-Methode — ihm in einem poetischen und rhythmischen Kleide vorgeführt wird, ist die hoch zu belobende Tendenz des vorliegenden Werkes, für deren Deduction der Verfasser — das geht aus dem Werke selbst hervor — mit mühsamem Studium, mit unverkennbarem Fleiße, mit Zeitaufopferung und unermüdlicher Geduld höchst nützlich gewirkt hat. Die neue und schöne Form, in welcher er die Mythologie lehrt, erinnert an die homerischen Dichter, welche die Historie gleichfalls im poetischen Gewande vortrugen, und sie dadurch nicht allein dem Gedächtnisse, sondern auch dem Munde des Volkes vermählten. Das Verdienst des Verfassers ist groß, und könnte nicht besser gewürdigt werden, als wenn es sich die Vorstände höherer Schulen angelegen seyn ließen, sein Werk als Grundlage nicht allein des mythologischen Unterrichts, sondern auch der deklamatorischen und memoristischen Uebungen zu benutzen. Ein vielfacher Zweck würde dadurch erreicht, um so mehr, da es dem Verfasser noch zum besonderen Verdienste anzurechnen ist, daß er die richtige Aussprache der Eigennamen durch den Rhythmus bedingt, auch andere sehr zweckmäßige Einrichtungen getroffen hat, wie z. B. die Parallelisirung der griechischen und römischen Mythe, und das im Anhange befindliche Namenregister. — Sein Werk eignet sich in der That zum allmäligen Auswendiglernen, und ist Unterhaltungs- und Gebrauchslektüre zu gleicher Zeit. Die Verse — wenn auch die eigentliche Poesie mehr in den Hintergrund treten mußte — sind schön, glatt und fast durchgängig ohne prosodischen Fehler, die Reime sehr rein. Auch die Ausstattung des Buches ist höchst elegant und lobenswerth, und verdient der Verleger (J. Fr. Hammerich) für den Verlag desselben ein besonderes Lob, da der Verlag eines Werkes, wie das vorliegende, gewiß nicht einer kaufmännischen Speculation entspringen konnte. Ich wünsche daher dem Buche die größtmögliche Verbreitung. — Der Verfasser deutet bei günstiger Aufnahme seines Werkes auf die Absicht hin, die „Iliade“ und „Odyssee“ auf gleiche Art zu bearbeiten. Sollte er sich nicht ein größeres Verdienst erwerben, wenn er sich die nordische Mythologie, für die so unendlich wenig gethan wird, zum Vorwurf einer gleichen Arbeit machte? —

W. Held.

Einige Dichtungen von Sam. Taylor Coleridge, und von Mrs. Landon Maclean, übersetzt im Versmaße der Originale von Kranz. Danzig, J. S. Gerhard. 1839.

Warum nur „einige Dichtungen“? — Referent hat die vorliegende Uebersetzung so angesprochen, daß er mit Vergnügen noch mehreren Gesängen Coleridge's und M. Landon Maclean's gelauscht haben würde. Es ist ein ganz eigenthümlicher Hauch, welcher die Seele aus diesen Dichtungen anweht, und daher nicht zu verwundern, wenn Coleridge in seinem Vaterlande neben Byron, Th. Moore und andern berühmten Dichtern mit hoher Achtung genannt wird. Bei aller Originalität lebt in Coleridge's Dichtungen ein Geist, welcher dem deutschen nahe verwandt ist und nachdrücklich an Schiller's Muse erinnert. Referent stimmt gern den englischen Kritikern bei, welche über Coleridge's Poesieen folgendes Urtheil fällen: „Das hervorstechend Charakteristische in Coleridge's Poesieen liegt darin, daß sich in ihnen Einfachheit und Leichtigkeit auf bewundernswerthe Weise mit großem Reichthume des Ausdrucks, bei steter Harmonie, verbindet. Selbst das Fehlerhafte in seinen Versmaßen scheint berechnet. Es ist Musik, die gegen die Regeln der Komposition verstößt, die sich aber nichts desto weniger vollkommen für die Empfindung eignet, die sie auszudrücken beabsichtigt. Es liegt in Coleridge's Rhythmen etwas wahrhaft Phantastisches, wenn er seine Objekte der Phantasmagorie seiner eigenen Träumereien entlehnt. Die Schwärmereien der Liebe werden in seinen Versen mit einer bezaubernden Melancholie und Einfachheit geschildert. Wenige Schriftsteller haben das Zarte dieser Leidenschaft so verstanden als er. Er schildert ihre höchste poetische Idealität, und leiht selbst der Erregung der Sinne die Sprache der Phantasie.“ — Herr Kranz beweist durch seine Uebersetzung, daß er mit hohem Ernst seine Arbeit begonnen und zu Ende geführt hat. Von ziemlichem Umfang sind „Christabel“ und „die Mähr vom alten Seemann.“ — Anders gestaltet ist Letitia Elizabeth Landon Maclean, welche als Gattin des Gouverneurs von Cape-Coast-Castle am 15. Oktober 1838 starb. Reich an poetischen Bildern und voll zarten Empfindungen zeugen ihre Dichtungen von so feinem Geschmack, daß es hieraus sich erklären läßt, warum die Verstorbene in ihrem Vaterlande eine so hohe Theilnahme gefunden hat. In deutschem Gewande erhielten wir von ihr: „Das Gold-Beilchen.“ — „Der Kreuzfahrer.“ — Ballade aus: „der Troubadour.“

Referent wünscht der obigen, mit Geschick gearbei-

reten, nicht slavisch wortgetreuen Uebersetzung eine Aufnahme, welche sie verdient, d. h. eine freundliche.

Thuringus.

China, seine Zustände und Aussichten in besonderer Rücksicht auf die Verbreitung des Evangeliums etc. Frei bearbeitet nach dem Werke des englischen Missionairs W. P. Medhurst. Stuttgart, bei Weise und Stoppani. 1840.

Vorliegendes Werk zeichnet sich von den gewöhnlichen Missionsberichten in doppelter Hinsicht auf das Vortheilhafteste aus. Der Hauptgrundsatz der Londoner Missionsgesellschaft ist nicht, den Heiden das Christenthum in irgend einer Ordnung oder Gestaltung des Kultus, wie Katholizismus, Protestantismus, oder dergleichen beizubringen, sondern bloß die Lehre des reinen Evangeliums zu predigen, und es nun den Neubekehrten zu überlassen, welcher Form des Kirchenregiments sie sich anzuschließen gedenken. — Daß, um diesen Grundsatz durchzuführen, nicht der erste beste ungebildete Mensch, dem es nur sonst nicht an politischem Eifer fehlt, als Missionair abgesendet werden kann, wie es wohl anderweitig — wenn auch früher noch mehr wie jetzt — vorzukommen pflegt, ist einleuchtend, so wie, daß wenn man wissenschaftlich gebildete Männer für die Missionen verwendet, Erdbeschreibung und Ethnographie nicht so kläglich, wie sonst, zu kurz kommen können, ebenfalls entschieden ist. Auf letztern Umstand besonders basirt sich der Werth des Buches. Wenn Referent sich eines, vor kurzem von ihm angezeigten Missionsberichts erinnert, wo der Reisende den höchst interessanten Weg von Tunis bis Tripolis längst der Seeküste zurücklegte, dort fast Meile vor Meile die merkwürdigsten Ruinen aus der Römerzeit berührte, von dem ganzen Wege aber nichts zu sagen weiß, als wie viel Zentner Bibeln oder Traktätchen er hier vertheilt, oder, wie ansehnlich die Tracht Schläge, die er dort empfing, gewesen, und indem er nur bei Gelegenheit der Einwohner hinwirft und den Leser damit unwillkürlich zu dem unchristlichen Wunsche verleitet, daß dieser Fall, damit man mehr erfahre, noch öfter als geschehen, eingetreten seyn möge, so erregten die Darstellungen Medhurst's unsere Theilnahme auf eine andere Weise. Der Reisende hat das Land, das er, wenn auch nur an der Küste besuchte, auf das Gründlichste studirt, und wir finden hier sogar Details, die wir in den Werken Macartney's, Morrison's, des Paters Hyacinth, Limkowsky's etc. nicht gefunden zu haben uns erinnern. Von

großem Interesse ist besonders das, was er über die Religion, die Sprache, die Literatur, der Chinesen mittheilt. Bekanntlich sind der, in China herrschenden, Religionen drei; nämlich die Systeme des Kon-fu-tse (Konfuzius), des Lao-tseu, und Buddha oder Fo. Von diesen ist das erste die Religion der Regierung, der Gelehrten, mit einem Worte aller angesehenen Leute. Die Werke des Kon-fu-tse bilden die Lehrbücher der Schulen, und sind das Grundwerk aller öffentlichen Prüfungen. Es ist übrigens ein Irrthum, wenn einer die Lehre des Kon-fu-tse eine Religion nennt, da sie von der Existenz Gottes, oder eines den Schöpfer ehrenden Kultus, gänzlich schweigt. Es ist ein philosophisches System, welches als Hauptregel Selbstbeherrschung und richtige Leitung des Gemüthes empfiehlt. Als Grundpfeiler der Moral wird die Regel: „Andern zu thun, was wir an uns thun würden,“ aufgestellt, und: Wohlthätigkeit, Wahrheit, Rechtschaffenheit, Weisheit und Höflichkeit, als die fünf Kardinaltugenden anempfohlen. Was die Unsterblichkeit betrifft, so ließ Kon-fu-tse seine Jünger gänzlich im Dunkeln. „Du kennst den Zustand der Lebendigen nicht, wie willst Du den der Gestorbenen kennen?“ sagte er zu einem Schüler, der eine dahin bezügliche Frage an ihn that. Die Religion des Lao-tseu ist die der Mittelklassen, die des Fo aber zählt die Mehrzahl des gemeinen Volkes zu ihren Mitgliedern. — Der, in dem kaiserlichen Wörterbuche enthaltenen Schriftzeichen, sind 30,000, jedoch viele davon veraltet, und man kommt mit der Kenntniß von 3000 ganz gut zu recht. Gelesen wird von oben nach unten, und von der Rechten zur Linken. Das Papier ist dünn und wird nur auf einer Seite beschrieben. Der Rand wird nicht vorn beschnitten, sondern oben und unten, und am Rücken des Buches, wo es zusammengeheftet ist. Die Bände sind ungefähr einen halben Zoll dick, und enthalten 80 Seiten oder Blätter. Die berühmtesten Werke in der chinesischen Sprache sind die „fünf Klassiker“ und die „vier Bücher“ des Kon-fu-tse. Diese muß ein jeder Student auswendig lernen, denn ohne dieß wird er zu keinem Examen gelassen. Daher kommt es auch, daß alle Welt sie sogleich hersagen kann, denn nur durch Gelehrsamkeit allein, nicht durch Reichtum, noch Gönner, oder Freunde, kann Jemand ein Amt in China erlangen. Der Hauptprüfungen sind vier, eine immer strenger wie die andere. Sie ertheilen zugleich die gelehrten Würden. Bei der ersten heißen die mit glücklichem Erfolg Geprüften: „Männer von gebildeten Talenten.“ Bei der zweiten: „erhabene Personen.“ Bei der dritten: „ausgezeichnete Gelehrte.“ Bei der vierten: „der Wald der Pinsel.“ Der letzte ist

das Nationalinstitut, und der Name scheint uns so glücklich gewählt, daß wohl zu überlegen wäre, ob man ihn auch in Europa in Anwendung bringen möchte.

Eßbar ist dem Chinesen fast Alles. Hunde, Katzen, Ratten, Schlangen, Eidechsen, fast alle Vegetabilien, von den Blättern bis zur Wurzel, werden gegessen. Auch Thierhäute, Eingeweide, selbst Gegenstände aus dem Mineralreiche, z. B. Gips, werden verspeist, und man sollte daher nicht von Straußenmagen, sondern von Chinesischen, die jene noch zu übertreffen scheinen, sprechen. Auch gegen Uebersvölkerung wissen die Chinesen ein erprobtes Mittel. Keine Chinesin kann „chinamüde“ werden, keine bleibt unverheirathet, — thut sie es dennoch freiwillig, so wird ihr zu Ehren ein Denkmal gesetzt, was beweist, daß dazu, in China wie anderwärts, ein starker Entschluß gehört. — Die Eltern ersäufen die Töchter, welche ihnen überzählig erscheinen, gleich nach der Geburt, und weder Huhn noch Hahn kräht darnach. — Das chinesische Heer wird auf 700,000 Mann geschätzt, ist aber mehr eine Miliz zu nennen, da nur 80,000 Mann Tataren beständig unter Waffen sind. Die Truppen uniformiren sich nach eigenem Geschmack, und zeichnen sich durch die Worte „tapfer,“ welches vorn, und „rüstig,“ welches hinten auf die Jacken gestickt ist, aus. Eine gute Devise, die selbst wenn sie dem Feinde den Rücken kehren, durch eine „rüstige“ Retirade nicht Lügen gestraft wird. — Die Kardinaltugend der „Höflichkeit“ wird in China ganz besonders geübt. Sie gestattet bei Unterredungen nicht die Anwendungen des persönlichen Fürworts; daher bedient man sich gegen einen Fremden in der Regel der Anrede: „Verehrungswürdiger Oheim“ oder „tugendhafter Gefährte,“ „vortrefflicher Herr“ oder dergleichen. Statt des Wortes: „Ich,“ sagt man gewöhnlich der „gemeinnützige Geselle,“ „der Einfältige,“ „der Letztgeborene,“ „der unwürdige Schüler“ ic. Gewöhnlich erkundigt man sich zuerst nach „des vortrefflichen Herrn edlem Geschlechtsnamen,“ dann nach dessen „ehrenwerthem Berufe, dem erhabenen Alter und der berühmten Provinz“ des Fremden, worauf dieser sich selbst die Beiworte, „unedel, kurzlebend und gemein“ beilegt. Spricht man von dem Sohne eines Freundes, so sagt man: „Der ehrenwerthe, junge Herr,“ spricht man von der Tochter desselben, so nennt man sie „die tausend Goldstücke,“ welches fast auf eine europäische Ideenassoziation zu deuten scheint; der Angeredete nennt seinen eigenen „jungen Herrn,“ aber schlechtweg „den Hundesohn“ und die Tochter „die Sklavin,“ wenn von ihnen die Rede ist.

Zu Peking, in der Nähe des kaiserlichen Palastes, liegen auch die Gebäude der sechs großen Reichstribunale, und am süd-östlichen Ende der Hauptstadt der Palast, wo der „Walb der Pinsel“ — das große Nationalkollegium, die Akademie der Wissenschaften — seine Sitzungen hält. Dicht daneben befindet sich ein Amphitheater für gelehrte Streitfragen, wo auch die großen Prüfungen stattfinden. Es enthält rings um die Arena Zellen für die Kandidaten — eine Art Koben — wo solche einige Zeit vorher, Behufs besserer Meditation, eingesperrt, und zum Examen herausgelassen werden. — Unter den eben gedachten sechs Tribunalen hat das des Kultus am meisten zu thun, indem es nicht bloß die religiösen Zeremonien, sondern auch die Hofetikette und die astrologischen Berechnungen zu überwachen hat. Die Stickerien der Kleider, die Mägen und Stiefeln der Leute von Stande, die Vorstellungen am Hofe, die Art und Weise der Niederwerfungen, wenn solche dem Kaiser nahen oder sich entfernen, halten das Tribunal fortwährend in Athem, aber nicht dergleichen irdische Dinge machen ihm die Köpfe warm, sondern auch die Revidirung der astrologischen Berechnungen, der unglücklichen und glücklichen Tage, der Sonnen- und Mondfinsternisse, gehören in sein Departement, wo es dann manchmal vorkommt, daß bei einer verfehlten Mondfinsterniß das Tribunal einem unglücklichen Astronomen, und der Kaiser wiederum den Mitgliedern des Departements des Kultus, oder „des Waldes der Pinsel,“ insofern letzterer um seine Ansicht befragt wurde, eine erkleckliche Anzahl Hiebe mit dem Bambus aufzählen läßt, was übrigens keine Schande, sondern nur eine passagere Inkommodität mit sich führt, auch, wenn es zum Erstenmal vorkommt, mit Geld abgekauft werden kann. Besagter Bambus spielt überhaupt in der Administration des „Reichs der Mitte,“ oder der „blühenden Region,“ eine nicht unbedeutende Rolle, und selbst die Mitglieder der kaiserlichen Familie sind nicht sicher, daß ihnen auf allerhöchsten Befehl, mitten in der „ruhigen Himmelsgegend,“ wie der Palast des Kaisers, oder in dem „Palast der irdischen Ruhe,“ wie der seiner Gemahlin genannt wird, wegen irgend einer geringen Sache eine Portion Hiebe mit dem Bambus zugemessen wird, die ganz geeignet ist, ihnen eine gute Zeit in frischem Andenken zu bleiben. —

Referent empfiehlt schließlich das vorliegende, in vielfacher Hinsicht — besonders bei dem jetzigen Kriege der Engländer — interessante Werk, aufs Beste.

E. v. Wachs mann.